

Landschaften: Verlassen, beseelt, entfremdet

Joachim Senger bei Roswitha Haftmann

Aus dem Zusammenhang der Werkgruppe herausgelöst, würde man in den einen Arbeiten von Joachim Senger mit aller Deutlichkeit ein Ruinenfeld oder eine Ausgrabungsstätte, in anderen den Ausschnitt aus einer Wüsten- oder Mondlandschaft erkennen wollen. Der ganze, bei Roswitha Haftmann ausgestellte Bildzyklus des 1929 geborenen Berliners macht indessen klar, dass diese Bilder wohl in Landschaftserfahrungen gründen müssen, nie aber Abbilder konkreter Örtlichkeiten sind. Das zeigen vor allem die Kartons und Blätter, auf denen sich die Bildelemente, die zu identifizieren man sich anschickte, in einfache gestische Zeichen auflösen.

Der vielgereiste Senger war mehrmals in Mexiko, 1978 und 1980 wieder für längere Aufenthalte. Diese Hintergrundinformation bestätigt den ersten Eindruck der Bilder: Die entdeckten Ruinenfelder lassen sich damit so gut wie die wüsten Ebenen in einen geographischen Zusammenhang einbetten, und die fahlen Erdfarben, ja natürlich, die müssen von den Trockengebieten des zentralamerikanischen Staats inspiriert sein. Weiss man aber auch noch, dass das Valle de Bravo, wo der Künstler arbeitete – nach dem auch einige Werke betitelt sind –, zu den grünen Erholungsgebieten Mexikos gehört, kommt die Rückführung dieser Bilder zum Konkreten wieder ins Wanken. Sengers Landschaften erweisen sich, ob sie von mehr architektonischen, vegetabilen oder gestischen Elementen bestimmt sind, als Bilder geistiger Räume. Es sind dies Räume, eigentlich in Aufsicht gesehene Ebenen, in denen Ordnung und Zufall ineinanderspielen, in denen es aber keine Orientierung gibt, kein Zentrum, kaum einen Schwerpunkt, selten einen Horizont. Die kleinteiligen Formen, die sich manchmal noch gegen den zum Monochromen tendierenden Hintergrund behaupten, meist aber bereits in Auflösung begriffen sind, wirken wie Chiffren eines unbekannten, untergehenden Zeichensystems. (Bis Ende Januar.)

Heinz Braun in der Galerie Nicoline Pon

Scheint der Mensch die Landschaften von Joachim Senger längst verlassen oder noch gar nicht erreicht zu haben, so zeigen sich Mensch und Natur in den Bildern von Heinz Braun, die er zurzeit unter dem Titel «Die Landschaft wackelt» in der Galerie Nicoline Pon vorstellt, als unauflösbare, wenn auch spannungsvolle Einheit. Beide sind von der gleichen Stofflichkeit, beide von einem tiefen Atem durchdrungen. Dass sich bei Braun

Natur und Mensch aber nicht bloss gegenseitig spiegeln und schon gar nicht ineinander verschmelzen, dass immer die Frage nach der Identifikation bestehen bleibt, machen vor allem diejenigen Arbeiten deutlich, in denen Braun sein fragendes Selbstporträt vor die Landschaft gestellt hat.

Heinz Braun, der Freund und Schauspieler von Herbert Achternbusch, auch er ein rettungsloser Bayer, hat mit der Beamtenlaufbahn (er war 30 Jahre lang Pöster) auch die «Beamtenkunst» aufgegeben: «Wenn ich genau male, ist das Beamtenkunst. Da spielt sich nichts mehr ab.» Zu dieser Einsicht kam die Entdeckung eines Kehlkopfkrebsses. In seiner Kunst musste sich nun vielleicht mehr abspielen, als er sich je zu träumen gewagt hätte. Vom Beamtengezwang und der Verpflichtung zu Genauigkeit befreit, hat er das Abenteuer Leben auch zum Abenteuer Kunst werden lassen. So wie er seine Stimmungen – von witzsprühender Ausgelassenheit über freche, böse Aggressivität bis zu tiefer Nachdenklichkeit – hemmungslos in seine Bilder bringt, so hat er auch keine Hemmungen mehr, sich auf die verschiedensten Ausdrucksformen einzulassen.

Braun hat seine jüngsten künstlerischen Produkte auch schon als «Bilder aus der Vorhölle» bezeichnet, womit er auf seine Krankheit anspielt, die ihm schon 30 Bestrahlungen gebracht hat. Was sich in dieser «Vorhölle» an Ängsten und Hoffnungen, Lichtblicken und Verdüsterungen regen kann, zeigt ein in der malerischen Behandlung eigentlich untypisches Blatt, der in der Düsternis von einem fahlgelben Feuer erfasste Blumenstrauß mit dem Titel «Nach der 18. Bestrahlung», wohl am eindrucklichsten. (Bis 3. Februar.)

Frido Fassbind an der Zentralstrasse 129

Frido Fassbind, dessen Arbeiten unter dem Brecht-Zitat «Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so» in der Galerie Zentralstrasse 129 zu sehen sind, arbeitet meist nach dem Montage-Prinzip. Er kombiniert örtlich und zeitlich unvereinbare Realitätsausschnitte, um die verhüllten Verflechtungen und Widersprüche, die die «Verhältnisse» kennzeichnen, sichtbar zu machen, fragmentiert aber auch scheinbar geschlossene Bilder, um die Gegensätzlichkeit einzelner Kräfte hervorzuheben.

Fassbinds Bilder behandeln die verschiedensten Formen von Repression und Gewalt. Wenn sie auch von persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen ausgehen, so sind sie doch Ergebnisse eines

analytischen Prozesses, währenddem das Anekdotische, Erlebnishaft in einen grösseren Zusammenhang gestellt, verallgemeinert wird. In einigen Bildern zu den Zürcher Jugendunruhen ist zwar nicht zu übersehen, woher die Gewalt kommt. Wie in der Figur des Fliehenden, den er mehrmals gemalt hat, lässt Fassbind aber die verschiedensten Interpretationen über das Fluchtmotiv zu. Die Bilder, in denen sich die Information vor allem auf eine Mitteilung, einen Ausdruck, zum Beispiel von Angst oder Erschütterung, konzentriert, gehören für mich auch zum Stärksten der Ausstellung. Steht in den früheren Arbeiten die Umwelt noch vorwiegend für die Entfremdung von Menschen, so beobachtet man in den neueren Bildern, wie die Landschaft oder die Umgebung zunehmend mit expressiven Kräften aufgeladen wird. (Bis 8. Januar.)

Sechs Künstler in der Schautreppe

Kunst im Treppenhaus: Das tönt nach Abschieben. Alibiübung. Im Treppenhaus an der Rotbuchstrasse 72, das der Hausbesitzerssohn Urs Wüthrich in einen Ausstellungsraum für junge Künstler verwandelt hat, fällt dieses Vorurteil indes zusammen.

Landschaften im eigentlichen Sinn gibt es, um bei unserem Thema zu bleiben, in der Schautreppe keine zu sehen. Dennoch werden auch da immer wieder Landschaftsvorstellungen wachgerufen. In Paco Riqués aus gestischen Rhythmen verdichteten Strukturen, deutlicher aber noch in den Arbeiten von Daniel Diggelmann und Stefan Spicher, die beide eine anthroposophische Ausbildung durchlaufen haben. In den Bildern von Spicher scheint der Kosmos in fließender Bewegung, das Lichte, Helle in sanftem Widerstreit mit der dunklen, umarmenden Materie. Bei Diggelmann ist der Bildaufbau strenger, haben die Farben autonomer Wert. Aber auch bei ihm geht es oft um die Konfrontation von Hell und Dunkel um Durchsichten und Einbrüche, die sich das Licht, die lichte Farbe, verschafft. Ganz anders geartet sind die von Anna Voegtli gestalteten «Durchbrüche». Sie hat auf Rahmen gespannte Tücher aufgeschlitzt und diese Objekte anschliessend mit Dispersionsfarbe geweißt. Das aggressive und das konservierende Element treten hier in eine merkwürdige widersprüchliche Verbindung. Sind mit die Arbeiten von Bea Citrini noch zu un- ausgegoren, so fordern die Farbstiftzeichnungen von Christian Berner mindestens von ihrer minuziösen Technik her Beachtung. (Bis 8. Januar.)

Caroline Kesse